

anderer Geist. Felix Mottl bringt in jedem Konzert eine Novität. Am verdienstlichsten wirkte in dieser Richtung Ferdinand Löwe, der im Konzertvereine mit rühmender Energie daran ging, das Prinzip der Modernität planmäßig zu stabilisieren. Er freilich gehört nicht mehr zu den Jüngsten, und es ist selbstverständlich, daß er nicht kopf- und wahllos vorging. Aber immerhin, Löwe war der Erste, der ein rasches Tempo einschlug, der mindestens die im Reiche schon bekannten Namen der Jungösterreicher und Neudeutschen auf seine Programme setzte. Aber auch dieses Tempo genügt unseren jungen Leuten nicht. Sie wollten im Prestissimo die Welt erobern. Die Welt oder mindestens den Musikvereinsaal. Gegen diese Absicht ist nichts einzuwenden. Es ist ganz in der Ordnung: es soll alles aufgeführt werden. Je mehr, desto besser. Die wirklich Talentierten unter ihnen werden an ihren eigenen Fehlern lernen, ihre Versiegenheiten aufgeben und selbst den Weg zum Heile finden. Die Talent- und Kraftlosen fallen von selbst ab. Die „Schaffenden“, wie man sie kurz nennt, haben ein unleugbares Verdienst: sie treten der Denkfaulheit der Menge entgegen und verlangen, daß man ihnen, selbst auf den verschlungensten Pfaden, folge. Das hat freilich auch sein Schlimmes: Man kommt den Unbegabten viel rascher auf ihre Schliche, und es ist um sie gleich von vornherein geschehen. Aber ebenso wie wir lieber hundert Schuldige laufen lassen sollen, ehe ein Unschuldiger getroffen wird, so sagen wir auch: Wir nehmen gern zwanzig Unfähige mit in den Kauf, wenn dadurch nur der Einundzwanzigste, der ein wirkliches Talent ist, rasch erkannt und gefördert werden kann. Mit diesem Argument allein würden die Schaffenden ihre Existenzberechtigung erwiesen haben. Die fünf Abende, die sie bisher gaben, standen natürlich nicht alle auf gleicher Höhe, aber das konnte und durfte man ja auch nicht erwarten. Die Bestrebungen des neuen Vereines verdienen auf jeden Fall die vollsten Sympathien aller Musikfreunde, denn er wirkt immer anregend und sorgt mithin dafür, daß das Interesse für das Neue nicht erlahme. Er hat, wie schon eingangs erwähnt, das Hypermoderne auf seine Fahne geschrieben und schon das Eine durchgeführt, daß selbst das Verschrobenste nicht mehr als ungewohnt empfunden wird. In den Soireen der „Schaffenden“ ist das Publikum allemal von den besten Absichten erfüllt, es hört ruhig und geduldig zu, spottet und höhnt nicht, es zischt nicht, mag was immer auch kommen. Es hat selbst ein Werk, wie die symphonische Dichtung „Pelleas und Melisande“ von Arnold Schönberg mit widerspruchsfreiem Beifall aufgenommen. Ich glaube nicht, ob es arithmetisch möglich ist, mehr Mißlänge aufeinander zu häufen, als in dieser Komposition Schönbergs. Gleichwohl darf man gerade über Schönberg nicht den Stab brechen. Was er aus der Maeterlinckschen Dichtung holen wollte, wissen wir nicht. Trotz gespanntester Aufmerksamkeit, mit der wir Schönberg gefolgt waren, gelang es uns nicht, seine Ziele zu erraten. Glücklicherweise kennen wir andere Werke Schönbergs, die allesamt beweisen, daß seine Begabung groß und stark ist. Genieblitze leuchteten auch in der unlängst gehörten Tonichtung auf, aber sonst vermochte ein Mensch mit normalen Empfindungen mit diesem Pelleas und mit dieser Melisande auf keinen grünen Zweig zu kommen. Der Franzose Claude Debussy hat, wenn wir nicht irren, die Maeterlincksche Dichtung melodramatisch bearbeitet. Es wäre nicht uninteressant, auch diese musikalische Fassung der halb mythischen, halb realen Erzählung Maeterlincks kennen zu lernen. Von Schönberg hoffen wir, daß er zum gefundenen Musizieren heimfinden werde.

Eine Phantasie für Orchester nennt Zemlinsky sein dreifühiges, dem Andersen'schen Märchen „Die kleine Seejungfer“ nachgebildetes Konstück. Dieses hat den großen Vorzug, daß man sich um das unterlegte Programm nicht zu kümmern braucht. Es ist Zemlinsky glücklicherweise noch nicht gelungen, seine Brahms'sche Abkunft gänzlich zu verleugnen. Er ist noch immer ein tonaler Musiker, der sich mit der Diatonik nicht ganz zu verberben wagt. Die Phantasie, von der die Rede ist, ist deskriptive Musik im guten Sinne des Wortes. Besondere Originalität ist ihr nicht nachzurühmen, es wäre denn in der Instrumentation, die reich an geistvollen Klangkombinationen ist. Eine solche ist beispielsweise die Gegenüberstellung von hohem Geigenton mit dem tiefen Bass der Tuba. Am meisten angesprochen hat der zweite Satz. Eine von Geigen intonierte, schwärmerische Melodie in tiefem Sechssachtelakt vereinigt sich mit der gesangvollen Gegenstimme des Violoncellos. Durchführung. Dann Rückkehr zur ersten Melodie, die in einem herzzerreißenden F-dur den freundlichen Schluß herbeiführt. Zwischen Zemlinsky und Schönberg erschien Oskar Posa mit fünf von Herrn Zanolowitsch gesungenen Liedern für Bariton und Orchester. Ueber die jetzt übliche Art, die Liebegleitung dem Orchester zu übertragen, soll in einem anderen Zusammenhange gesprochen werden. Posa ist vom Liebe ausgegangen und darin am glücklichsten gewesen. Auch seine neuen Gefänge machen guten Eindruck. Einer davon, „Mit Trommeln und Pfeifen“, wurde besonders beifällig aufgenommen.

An einem anderen Abend wurden Lieder von den Münchenern Hugo Daffner und Oskar Noé, dann von den Wienern Adalbert v. Goldschmidt, Erich Z. Wolff, Robert Gounod und Karl Weigl zum besten gegeben. Goldschmidt gehört nicht zu den „Jungen“. Von ihm kennen wir eine ganze Reihe feinsinniger Lieder, die verdienten, nicht als interne Vereinsangelegenheit behandelt zu werden. Er hat mehrere Grimmsche Märchen vertont.

von denen eines, „Das Totenhembchen“, die Schaffenden auf ihre Liste gesetzt hatten. Frau Marie Gutheil sang es mit außerordentlichem künstlerischen Empfinden. Es gehört Wagemut dazu, ein ganzes Märchen zu komponieren. Goldschmidt traf den Ton ganz ausgezeichnet. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß auch er zu den Jungen flüchten mußte, um überhaupt gehört zu werden. Mit Ausnahme Gounods ergeben sich alle die jungen Herren in unergründlichem Tiefen, der einem bange macht. Gounod, einer aus dem Tonkünstlervereine, noch aus der Zeit eines Johannes Brahms in die Gegenwart der Schaffenden hereintragend, sprach das erlösende Wort des Abends. Seine sinnfälligen Lieder wurden vom Publikum bejubelt. In den Augen seiner Riefische komponierenden Kollegen ist er sicherlich ein Streber von traurigster Gestalt. Erich Wolff, ehedem ebenfalls Melodiker, hat abgeschrieben. Er geht jetzt mit dem Tiefen. Dieser wünscht unablässig, zu sterben. Was die jungen Leute an Weltkummer aufbringen, ist nicht auszudenken. Ihre Lieder bilden ein ewiges Todessehn, es ist Grabesduft, der uns fortwährend an die Nase schlägt. Wir danken und suchen bei Theodor Streicher Zuflucht. Zwar zählt er nicht zu den Schaffenden, aber er ist ein Schaffender. Im Rahmen des Ansohn-Vereines haben jüngst Fräulein Forst und Herr Maier von der Hofoper, vom Komponisten anscheinend begleitet, ein Duzend Streicher'scher Lieder, deren Texte zum größten Teile aus „Des Knaben Wunderhorn“ stammen, mit großem Geschmade wiedergegeben. Streicher ist ein wirkliches Talent, das was zu sagen hat. Es wird sich wohl bald eine Gelegenheit ergeben, ihn in dem ihm gebührenden Maße zu würdigen.

Dieser Aufsatz kann nicht abgeschlossen werden, ohne daß das gestrige Liederabende im kleinen Musikvereins-saale Erwähnung geschähe. Dem Vereine der Schaffenden Tonkünstler ist große Ehre widerfahren: ihr Ehrenpräsident Gustav Mahler hat unter der Vereinsägide als Liederkomponist sich hören lassen. Es waren durchwegs Gefänge mit Begleitung des Orchesters. Mahler selbst dirigierte. Die Hofopernsänger Schröder, Weidemann und Moser waren die ausgezeichneten Interpreten der Lieder. Der Saal war bis an die Decke gefüllt mit dem elegantesten Publikum. Die öffentliche Generalprobe am Samstag bot das gleiche Bild. Und am Tage der Wiederholung, am nächsten Freitag, wird es ebenso sein. Jubel über Jubel. Für heute genüge die Schilderung des Neuerlichen. Ueber die Lieder selbst, die zu dem Schönen gehören, was uns bisher Mahler geboten — die Schaffenden mögen verzeihen, aber bei Mahler müssen wir denn doch etwas länger verweilen! — werden wir uns bei einem nächsten Anlasse verbreiten.

Ludwig Karpath.

Theater, Kunst und Literatur.

Vom Verein der schaffenden Tonkünstler.

Die Behauptung, daß man sich in Wien dem Modernen verschließt, ist hinfällig geworden. Ja, man kann sogar sagen, daß wir denen, die die musikalische Sezessionistische Bewegung in Deutschland initiiert, um ein tüchtiges Stück über sind. Die Moderne ist für uns abgetan. An ihre Stelle tritt die Hypermoderne. Wer wird sie in ihrem Laufe hemmen mögen? Es ist eine falsche Technik, das Neue gewaltsam hindern zu wollen, denn Druck erzeugt Gegendruck, und es wird dann noch ärger anstatt besser werden. Wie oft hat es sich schon gezeigt, daß die Fischer die schlechtesten Taktiker sind. Personen sowohl wie Werke hatten sehr häufig gerade dem Umstande, daß der mächtige, von irgend einem freundlichen Instinkt beeinflusste Beifall von den Feindseligen keinen Augenblick geduldet werden wollte, mindestens für den Moment einen starken Erfolg zu verdanken. Was sich sonst von selbst abbröckelt, wird nun umso mehr befestigt. Das hat ja auch zu dem Irrglauben geführt, daß überhaupt alles ausgezist und beschimpft werden muß, damit es durchbringe. In dieser Richtung nun ist jetzt in Wien nichts anzufangen. Wir sind geübte Taktiker geworden, wir zischen nicht mehr, wir lassen alles über uns ergehen und sei es das Tollste, Unmögliche. Ein Extrem führt in das andere: früher wollte man fast nichts gelten lassen, was sich irgendwie dem Alten entgegenstimmte, jetzt wird alles, das Seichteste und Verrückteste, wenn es nur den Stempel des Neuen trägt, gutgeheißen. Dieser polare Gegensatz zwischen den Gewohnheiten, denen wir ehedem huldigten und denen wir in der Gegenwart unterworfen sind, ist bloß die Wiederholung des Kampfes, den es zu allen Zeiten gegeben hat. Immer stürmte eine jüngere Generation die kaum errichtete Bastion der Konserwativen. Die Methoden des Kampfes ändern sich. Das Wesen der Dinge bleibt sich immer gleich. Der Besch macht übermütig, und es stünde schlimm um die Menschheit, würde der Unterjochte sich niemals auflehnen. Er verlangt viel, um etwas zu erreichen.

Aus all diesen Gesichtspunkten sei der Verein der schaffenden Tonkünstler betrachtet. Es hat lange gedauert, bis in Wien die neudeutsche Schule festen Fuß faßen konnte. Die Alten waren unbulbsam, die Jungen zu fürerlich. Gar nicht oder schlimmstenfalls nur einzeln sollten diese eingelassen werden, so meinten die einen; alle auf einmal, so meinten die anderen. Die Isolirtesten waren die Philharmoniker. Auch dort herrscht heute ein

Telephon 17801.

Alex. Weigls Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte

„OBSERVER“

L. österr. behördl. konz. Bureau für Zeitungsberichte u. Personalmeldungen

Wien, I., Concordiaplatz 4.

Vertretungen

in Berlin, Budapest, Chicago, Genf, London, New-York, Paris, Rom, Mailand, Stockholm, Christiania, St. Petersburg.

(Quellenangabe ohne Gewähr.)

Ausschnitt aus: Neues Wiener Tagblatt

vom: 30. 1. 1905